

Leseprobe aus:

Petra Oelker

Die Nacht des Schierlings



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

KAPITEL I

HAMBURG, IM SEPTEMBER 1773

Ich bin ein glücklicher Mann.»
Das ging Claes Herrmanns durch den Kopf, als er der über den sandigen Zufahrtsweg davonschaukelnden Kutsche nachblickte.

Er lächelte, wie er sonst über ein fröhliches, Possen reißen- des Kind lächeln mochte, denn dieser Satz widersprach seinem Naturell. Oder dem hanseatischen Usus, was möglicherweise das Gleiche war. Als wohlhabender Großkaufmann im fortgeschrittenen Alter, selbstverständlich von bestem Leumund und in geordneten Familienverhältnissen, pries man sich als zufrieden, höchstens als «vom Glück begünstigt». Aber glücklich? So viel Überschwang war unüblich.

Immer noch lächelnd, schlenderte er zurück in den Garten. Die Sonne neigte sich schon dem Horizont zu, nach einem strahlenden Tag wurde ihr Licht matt, doch der Garten wirkte im Übergang vom prallen Sommer zur Milde des Herbstes noch kraftvoll, seine Farben zeigten eine Leuchtkraft, als gelte es, den kürzer werdenden Tagen noch einmal mit aller Kraft zu trotzen.

Als ihn bei der jungen Robinie ein lautes Zwitschern aufhorchen ließ, blieb er stehen, um in ihrer Krone nach dem gefiederten Sänger zu suchen. Früher hätte er mit so etwas keine Zeit vertan, nun – und besonders heute – gefiel es ihm, dieses Stehenbleiben, einzig um nach einem Vogel Ausschau zu halten. Suchend wanderte sein Blick weiter zum Dach des Gartenhauses, zum den First krönenden Dachreiter mit der kleinen Glocke. Und da saß er, eine winzige dunkle Silhouette

gegen den Himmel, hoch auf der Wetterfahne schmetterte er sein Lied.

Claes Herrmanns gab sich keine Mühe, herauszufinden, was für eine Art Vogel da so übermütig sang, als sei es ein heiterer Maimorgen. Er kannte sich mit den Finessen des Handels bis weit nach Übersee aus, auch mit der Politik, neuerdings sogar ein wenig in der Musik, aber Flora wie Fauna waren für ihn nur eine Art Mobiliar der Natur. In seinen gut fünfzig Lebensjahren war ihm nie in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken. Nicht einmal aus Notwendigkeit, denn er hatte niemals materielle Not oder Hunger gelitten, war niemals obdachlos gewesen. Er wusste, dass das nicht selbstverständlich war, dass alles Weltliche vergänglich ist, aber bis in die Tiefe seiner Seele kannte er keinen echten Zweifel an der Sicherheit seines Lebens, der Bewahrung des Wohlstands, an der Zugehörigkeit zu den ersten Familien der Region. Er fühlte sich in seinem Leben wie in seiner Stadt sicher aufgehoben.

«Claes?» Anne Herrmanns' Stimme klang amüsiert. «Wornach schaust du, Lieber? Etwa nach den Sternen?»

Sie kam den mittleren, leicht geschwungenen Gartenweg heran, mit den vertrauten raschen Schritten, die ihrem schlanken Körper diese Leichtigkeit und natürliche Eleganz gaben, die ihn selbst nach ziemlich genau acht Ehejahren immer wieder überraschten und mit Stolz erfüllten. Anne Herrmanns war gewiss nicht das, was man an der Elbe wie an der Themse als klassische Schönheit bezeichnete. Aber ihre grünen Augen mit dem ganz leichten Silberblick, die etwas zu spitze, überaus vorwitzige Nase, der, am Ideal gemessen, eindeutig zu große Mund, der lange Hals, die vom nachlässigen Umgang mit dem Sonnenschirm zeugenden Sommersprossen hatten ihn von Anfang an stärker angezogen als die Vorzüge der anderen Damen, die damals gerne die zweite

Madam Herrmanns geworden wären. Auch bei ihren ersten Begegnungen auf Annes Heimatinsel Jersey war ihre Frisur stets in Unordnung gewesen. In Aufruhr, hatte er damals amüsiert gedacht, wie er sich gerne erinnerte.

Sie berührte zart seine Wange, mit der linken Hand, die rechte war erdig.

«Für die Sterne ist es noch zu früh», wandte er vernünftig ein. Anstatt die Sache mit dem Vogel zu erklären, strich er eine ihrer rötlich schimmernden, aus ihrer wie gewöhnlich verrutschten Frisur entkommene Haarsträhne hinters Ohr: «Manchmal frage ich mich, warum ich einen Gärtner samt Gehilfen bezahle, wenn meine Frau deren Arbeit verrichtet.»

Diese Frage war ein ständig wiederkehrendes Spiel zwischen ihnen, seit er sie zum ersten Mal am Rand einer Rabatte kniend gefunden hatte, die Hände schwarz von Gartenerde, eine große, nicht minder beschmutzte Schürze vor dem teuren Kattunkleid. Wo sie mit dem Handrücken den Schweiß abgewischt hatte, zierten erdige Streifen ihr Gesicht, neben sich hatte sie einen Haufen gejäteten Unkrauts und einen Korb mit noch unscheinbaren Pflänzchen. Natürlich kümmerten sich alle hanseatischen Damen um ihre Gärten, für Anne allerdings bedeutete der große, vor den Toren gelegene Garten mehr, in ihrem neuen Leben an Elbe und Alster war sie eine leidenschaftliche Gärtnerin geworden.

Nun verriet ihre Miene liebevolle Nachsicht und Geduld, Tugenden, die sie erst während der letzten Jahre erworben hatte. «Du bezahlst unseren guten Kampe, weil ich stets nur ein wenig an der Oberfläche kratze, rein zum Vergnügen, und die Früchte seiner Arbeit ernte. Ansonsten vertreibe ich mir mit ein wenig Gärtnerei die Zeit, wie es sich für eine Dame gehört.»

Auch in diesem Fall wussten beide, dass das nicht stimmte. Claes Herrmanns hatte vor fast acht Jahren einen verwilder-

ten Garten an der Außenalster gekauft, in dessen Mitte ein heruntergekommenes Haus stand. Für eine Sommerdependance ein günstiger Kauf und schneller zu erreichen als die beehrteren Gartengrundstücke im Südosten in den Vier- und den Marschlanden. Es war Annes Planung und ihrer behutsamen Leitung des tüchtigen, leider auch störrischen alten Gärtners zu verdanken, dass aus der wuchernden Wildnis eine gepflegte, gleichwohl naturhaft und üppig anmutende Anlage geworden war, aus dem maroden Fachwerkgebäude eine so wohnliche wie elegante Sommervilla. Die Südwand zierte Spalierobst, hinter dem Haus und den alten Weißbuchenhecken versteckt, fanden sich der Küchengarten und drei Glashäuser.

Das kostspielige Unternehmen hatte sich gelohnt. Sogar ausgezahlt, wenn man es genau bedachte und die Summe der Geschäfte berechnete, die hier bei einem guten Essen und in heiterer Geselligkeit angebahnt oder entschieden worden waren. Wer in der Stadt zählte, ob in Handel oder Politik, überhaupt in der hanseatischen Gesellschaft, war schon zu Gast gewesen.

«Dein Garten ist schuld, Herrmanns», hatte Senator van Witten augenzwinkernd verkündet, als er vorhin in seine Kutsche gestiegen war, um ins Rathaus zurückzukehren, «die Terrasse, die verschwiegenen Wege mit ihren Hecken, der Kamin im Gartenzimmer. Wirklich außerordentlich hübsch und bequem, wo ließe sich besser diskret zu Behandelndes besprechen als hier. Dazu so nah bei der Stadt – wirklich schlau, alter Freund.»

Herrmanns hatte nicht widersprochen.

«Lass uns auf die Terrasse gehen», schlug er nun seiner Frau vor und schob seinen Arm unter ihren. «Ich glaube, in der Kanne ist noch etwas Kaffee übrig.»

«Gib mir eine Viertelstunde. Ich möchte nur noch ein paar

der Rosenzweige aufbinden und die Hagebutten schneiden, schrecklich kleine Dinger in diesem Jahr, das Marmelademachen wird kein Vergnügen sein. Dann ist mein Pensum geschafft, und ich trinke gerne mit dir Kaffee. Und einen Sherry.» Sie blieb stehen, legte den Kopf ein wenig schief und sah ihn fragend an. «Nun sag schon», forderte sie, als er ihren Blick nur schweigend erwiderte, «haben sie dich gefragt?»

«Ehe du vor Neugier platzst, meine allerliebste Madam Herrmanns», sein Grinsen gab ihm trotz seiner grauen Schläfen etwas Jungenhaftes, «diesmal habe ich nicht abgelehnt. Mehr oder weniger. Ich habe van Witten gesagt, er solle wieder fragen, nachdem der alte Lohbrügg den Kampf gegen seine Krankheit verloren und das Zeitliche gesegnet hat. Wenn dann ein Senator für seine Nachfolge gewählt werden muss, mag er mich vorschlagen. Das heißt noch nicht», sagte er entschieden, «dass ich auch gewählt werde. Mir bleibt also noch ein Hintertürchen.»

Nun war es an Anne zu nicken. Sie lächelte nur bemüht, als sie, die getrocknete Erde von den Händen reibend und in der Tasche ihrer Gartenschürze nach der Schere suchend, zu den Rosensträuchern hinüberging.

Seit etlichen Jahren schon wurde Herrmanns von einflussreichen Mitbürgern gedrängt, sich in den Rat wählen zu lassen. Es gab keine höhere Ehre in dieser Stadt, und es hätte ihm geschmeichelt, als Wohlweisheit tituliert zu werden, wie es einem neuerdings auch Senator genannten Ratsherrn zustand. Bisher war es ihm günstiger erschienen, sich nur als Mitglied der Commerzdeputation in die Regierungsgeschäfte einzumischen, das war weniger zeitraubend und vor allem unauffälliger. Er war eitel genug, um gerne in erster Reihe zu stehen, wenn es jedoch um wirklich Wichtiges ging, zog er lieber aus dem Hintergrund die Fäden, darauf verstand er sich hervorragend. Wobei allerdings seine Gewissheit, er tue das

von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, irrig war. Jeder wusste es. Mancher nahm es übel. Und war es aus Neid.

Er war weiter durch den Garten geschlendert, betrachtete stirnrunzelnd die schon vom Roten ins Schwärzliche ihrer vollen Reife wechselnden kleinen Fruchtbüschel in den Hartriegelsträuchern, ohne sie wirklich zu sehen. Ebenso wenig nahm er jetzt die schon ins Gelbe changierenden Blätter des Ahorns wahr, in dessen Schatten er stand. Dabei zählte just dieser zu seinen Lieblingsbäumen, er ging sonst nie an ihm vorbei, ohne die Fingerspitzen über den vertrauten Stamm gleiten zu lassen. An der Börse, bei den Speichern oder im Kaffeehaus würde er es natürlich nicht erwähnen, doch seit Anne ihn gelehrt hatte, den Garten auch mit ihren Augen zu sehen, hatte er heimliche Vorlieben entwickelt.

Warum dachte er jetzt und ausgerechnet heute an Feinde? Weil er sich als Senator notgedrungen heftiger würde streiten müssen? Ihm fielen sofort ein paar Angelegenheiten und auch Namen ein, die heftigen Streit versprachen. Auseinandersetzungen gehörten dazu, sie waren nichts als Herausforderungen, die es zu bestehen galt. Aber Feinde? Echte, ihm Böses wünschende Feinde? Die gab es nicht. Früher hatte er manchen Strauß auszufechten gehabt, gewiss, aber nun, in seinem gesetzten Alter – schon lange nicht mehr. Und wenn doch? Achselzuckend schlenderte er weiter. Dann hatte er eben Feinde. Wie andere Männer auch.

Die Zeiten änderten sich. Eine neue Herausforderung kam gerade recht, sonst rostete er nur ein. Christian hatte sich zu einem exzellenten Kaufmann gemausert, er bewies die richtige Mischung aus Wagemut, Vorsicht und Weitsicht, ohne sich der Erfahrung seines Vaters zu verschließen. Also überließ Claes Herrmanns seinem älteren Sohn stetig mehr Raum bei der Arbeit im Kontor, am Hafen oder in den Speichern, zögernder beim täglichen Gang zur Börse, bereitwilliger bei

lästigen, zuerst den Geschäften dienenden Einladungen. Er hatte nie vergessen, wie er selbst das Familienunternehmen beinahe verlassen hätte, weil sein Vater ihm lange keinen Zollbreit Platz gemacht hatte. Heute war es für geschickte junge Kaufleute leichter als früher, irgendwo in der Welt neu anzufangen oder eine Dependance aufzubauen. Christian sollte gar nicht erst auf einen solchen Gedanken kommen. Herrmanns brauchte ihn nicht nur als Kompagnon und Nachfolger, er liebte seinen Sohn und wollte ihn in seiner Nähe wissen. Schlimm genug, dass seine einzige Tochter weit weg in den amerikanischen Kolonien lebte. Auch Niklas, sein jüngerer Sohn, würde bald das Haus verlassen, um in Göttingen zu studieren.

Natürlich blieb er der Primus seines Handelshauses, aber Christian würde sich umso lieber mit ihm beraten, je mehr er die Verantwortung mit ihm teilte, sogar bereit war, von dem Jüngeren und dessen frischer Sicht auf die Welt zu lernen. Das fiel leichter, seit er erlebte, wie Christian respektiert wurde. Sicher, er war ein Herrmanns, das bedeutete viel in der Stadt, aber in einer Kaufmannsrepublik wurde niemand einzig wegen seines guten Namens respektiert. Letztlich zählten nur Leistung, Verlässlichkeit, Erfolg. Und Honorigkeit. Die wohl noch mehr als Erfolg.

Er war seinen Gedanken gefolgt, ohne darauf zu achten, wohin sie ihn führten. Er erinnerte sich, dass er das letzte Glashaus passiert und dessen vorderes Fenster trotz der rasch abkühlenden Nachmittagsluft noch weit offen gestanden hatte. Nun zwang ihn ein Gestrüpp, stehen zu bleiben, er blickte sich irritiert um. Das Grundstück war nicht sehr weitläufig, jedenfalls wenn man es an etlichen der Gärten in den Billemarschen, den Vierlanden oder gar den Walddörfern maß. Als er dieses damals für den Kauf prüfte, hatte er es bis in die letzte Ecke erkundet, nun fand er sich plötzlich auf einem

feuchten Wiesenfleck zwischen dichtem Gebüsch, verwahrlosten dornigen Hecken unter uralten Eichen und Ulmen wieder und war sicher, hier nie zuvor gewesen zu sein.

Er hatte keinen Graben überquert, keinen Zaun oder eine die Grenze markierende Hecke passiert, trotzdem musste er auf das Nachbargrundstück geraten sein. Eine solche Wildnis hätte Anne niemals auf seinem Besitz erlaubt, wie er hätte sie es als Verschwendung empfunden. Es war düster hier und roch moderig. Unwillkürlich hielt er den Atem an und lauschte – da war nichts. Ein Rascheln vielleicht im Unterholz. Von einem Igel? Einer Ratte? So nah am Wasser gab es meistens Ratten, eine Feldmaus wäre ja nicht zu hören. Er ließ den Blick durch dieses Stück Wildnis gleiten, dann fanden seine Augen in einer absterbenden, von Brennnesseln, Brombeerranken und anderem Gewucher erstickten Hecke den Durchgang. Aber er bewegte sich nicht. Gleich. Gleich würde er gehen, zuerst musste er wissen, wieso er hier heringeraten war. Ohne es zu bemerken. Dass er sich in dieser einer Höhle gleichenden Ecke wiederfand, beunruhigte ihn.

Selbst wenn er zugestand, dass seine Sehkraft ein wenig nachließ, so doch keinesfalls genug, um sich zu verirren. Verirren. Im eigenen Garten? Das war lächerlich. So nahm er entschlossen den Weg hinaus aus diesem bedrückenden Rund und zurück auf vertrautes Terrain.

Er ging rasch, passierte schon nach wenigen Schritten den Küchengarten mit den Holunderbüschen entlang der Glashäuser und erreichte den Lustgarten. Mit den Blumenbeeten und -rabatten, den Ziersträuchern, jungen und alten Bäumen und der zum Alstersee und dem Bootsanleger hinunterführenden Rasenfläche glich er schon einem kleinen Park in englischer Manier.

Alles war wieder vertraut, doch wo die Farben in der Herbstsonne gegläht hatten, wirkte nun alles bleich, die Kon-

turen verschwommen, die Stille dumpf. Eine breite Nebelwand kam rasch über den See, die Vorstadt St. Georg mit dem kupfergrünen Kirchturmhelm am jenseitigen Ufer verschwand schon, ihre Gärten und Dächer waren nur noch Schemen. War es so, wenn man blind wurde? Seine Augen suchten seine Frau. So dicht konnte kein Nebel sein, dass er ihre hochgewachsene Gestalt in dem lichtblau leuchtenden Kleid nicht irgendwo zwischen den Büschen und Stauden entdeckte. Er wollte sie umarmen, ihre Lebendigkeit fühlen, ihre Wärme. Doch Anne war nicht da. Beim Rosenrondell stand nur der Korb mit den Hagebutten, noch nicht sehr voll, daneben lagen Schere und Messer. Als habe sie beides einfach fallen lassen. Nachlässig, was nicht ihrer Art entsprach.

«Anne?» Seine Stimme klang rau, er musste lauter rufen. Sicher war sie zum Ufer gegangen, um das Schauspiel des herantreibenden Nebels zu sehen. Sie stand gerne dort und beobachtete den sich ständig verändernden Himmel über der weiten Wasserfläche. Manchmal mit sehnsüchtigen Augen, aber sie bestritt dann stets entschieden, dass sie beim Blick über den See noch nach all den Jahren das Heimweh nach ihrer Insel einholte. Oder war sie zum Tor hinausgegangen? Auch dort standen von Hagebutten schwere Rosenbüsche.

Allerdings ohne ihren Korb? Ohne die Gartenschere?

«Anne?», rief er, und als er ohne Antwort blieb, noch einmal: «Anne!»

Er hatte sie verloren. Für die Dauer eines raschen Gedankens, einer obskuren Vorahnung, war er dessen gewiss. Bis sie aus dem Gartenzimmer auf die Terrasse trat und ihm winkte. Das tiefe Glücksgefühl dieses Moments würde er lange nicht vergessen.

Für gewöhnlich weckte sie die Turmuhr von St. Nikolai. Als heute die sechs Glockenschläge erklangen, hatte sie längst die Knöpfe ihrer Bluse geschlossen und die Bänder ihrer Röcke festgezogen, ein Vorrat an reinen Schürzen wartete stets im Flurschrank vor der Backstube. Ihre je nach Fall des Sonnenlichtes dunkelblonden oder lichtbraunen Locken lagen in Zöpfen fest um den Hinterkopf, nach dem Frühstück würde sie eine weiße Haube bedecken – Haare im Konfekt verderben den guten Ruf. Sie schüttelte das Kopfkissen auf, breitete die Decke ordentlich über das schmale Bett und erlaubte sich noch einen Moment am Fenster, bevor sie es verriegelte. Die Morgendämmerung tauchte die Stadt in mattes Grau, in einer halben Stunde ging die Sonne auf, und aus den Straßen und Höfen, aus geöffneten Fenstern drangen die Geräusche des frühen Tages.

Erste schwerbeladene Fuhrwerke rollten auf dem Weg zum Hafen, zu den Märkten oder den mit dem Sonnenaufgang geöffneten Stadttoren durch die engen Straßen. Da waren auch Stimmen, noch gedämpft, als erlaube die erst weichende Dunkelheit noch keine lauten Töne oder gar Geschrei, ein Hahn krächte, ein anderer antwortete, dann noch einer, aufgeregtes Hundegebell mischte sich hinein, um mit einem schmerzerfülltem Aufjaulen abrupt zu verstummen. Der Kupferschmied mochte es nicht, wenn sein vierbeiniger Wächter nur wegen des Federviehs bellte.

Ein Fensterflügel quietschte, eine Decke wurde ausgeschüttelt, dann ein atemloses Husten. Marlene, die Hausmagd der Bölsches, hustete immer, wenn sie die Betten ihrer Herrschaft schüttelte, die ganze Nachbarschaft amüsierte sich darüber. Allerdings ohne dass die Bölsches davon erfuhren, Johannes Bölsche gehörte als Oberalter seines Kirchspiels zu

den wichtigen Männern der Stadt, es wäre dumm gewesen, ihn zu verärgern. Noch dümmer, ihn zu verspotten.

Die Jungfer Runge mochte diese Stunde zwischen Nacht und Tag und wäre gerne ein Weilchen am Fenster geblieben, um zu lauschen und zu beobachten, während die rasch zunehmende Helligkeit die Stadt wie jeden Tag aufs Neue aus dem Dunkel erschuf, wie sich Dämmer zu Licht, Geräusche zum alltäglichen städtischen Lärm wandelten. Sie mochte auch die Gerüche dieser Stunde, wie den des Rauchs frisch angefachter Holz- und Torffeuer, den aus den wenigen verbliebenen Stadtgärten aufsteigenden taufrischen herben Duft. Diese Reinheit der Nachtstunden, bevor der Inhalt Tausender in die Gossen und Fleete geleerter Nachgeschirre, Urin und Kot zahlloser Zugpferde und -ochsen, Ausdünstungen der Schlachthäuser oder die brackige Feuchte und Muffigkeit aus Buden und Kellern die Gegenwart einer Überzahl von Menschen und Tieren auf zu engem Raum in Erinnerung rief.

Trotzdem mochte Molly Runge das Leben in der Stadt. In *dieser* Stadt. Die vielen Menschen, die vertrauten und die fremden, die sich hier niedergelassen hatten oder für einige Zeit ihren Geschäften nachgingen, die Gasthäuser, die stets belebten Märkte und Straßen, die schönen Kirchen, die Promenaden auf den Wällen, das Komödienhaus, die vielen Läden, der Hafen – es war ein buntes, immer aufregendes Leben.

Zu Besuch auf dem Land erfreute sie sich an der guten Luft, dem üppigen Grün und den schönen Gärten, besonders dem weiten Blick, dennoch zog es sie stets zurück. Bei allen Klagen, die sie hin und wieder anstimmte, war dies ihre Welt. Nirgends sonst fühlte sie sich ruhig und sicher. Obwohl sich seit dem Tod ihres Vaters, noch mehr nach der zweiten Heirat ihrer Mutter, so vieles geändert hatte.

«Einerlei», murmelte sie. Nun war es höchste Zeit. Die

Hand schon auf der Türklinke, lauschte sie hinaus ins Treppenhaus. Das war Bruno Hofmanns Stimme, Meister der Fein- und Konfektbäckerei am Rödingsmarkt. Ihr Stiefvater.

Stritten sie? Nein, beide klangen – heiter? Wie zumeist am Morgen. Manchmal war es schwer, von seinem Tonfall auf eine Stimmung zu schließen. Für gewöhnlich war er gut gelaunt, an den anderen Tagen ging sie ihm lieber aus dem Weg. Was leichter gesagt als getan ist, wenn man im gleichen Haus lebt und alle Tage in der Backstube nur wenige Fuß voneinander entfernt arbeitet. Auch deswegen liebte sie es, in den großen Häusern der Stadt auszuhelfen oder bei besonderen Festlichkeiten direkt in deren Küchen Torten und Kuchen, Cremes und besonders ihre Spezialität, das Konfekt, herzustellen. An Anfragen mangelte es zum Glück nicht. Alles hatte sich zum Guten gewendet.

Wie seltsam, dachte sie und drückte endlich die Klinke herunter. Zum Guten gewendet. Sie wusste nicht, was daran seltsam klang, aber obwohl sie es vor wenigen Monaten noch für unmöglich gehalten hatte, war es jetzt so. Wahrscheinlich war sie in der ersten Zeit zu ungeduldig gewesen, zu misstrauisch. Überreizt, hatte ihre Mutter gesagt. Das gewiss nicht. Eifersüchtig? Keinesfalls. Zu jung vielleicht, zu kindlich noch. Auch das war vorbei.

Endlich trat sie aus ihrer Kammer im oberen Stockwerk. Ihre Tür schloss nahezu geräuschlos, der neue Hausherr achtete darauf, dass die Scharniere stets gut gefettet waren. Konditormeister Bruno Hofmann war kein für übergroße Empfindsamkeit bekannter Mann, aber quietschende Türen störten ihn mehr als Spinnweben und Mehlwürmer in der Backstube. Nun stand er auf dem unteren Treppenabsatz, die Arme um seine Ehefrau gelegt, und flüsterte etwas in ihr Haar. Dann sah er sie eindringlich an. «Das weißt du doch, Magda», sagte er. Als sie nicht antwortete, fasste er sie bei den

Schultern, nicht unfreundlich, nur nachdrücklich. «Nichts hat sich geändert, Magda. Das weißt du!»

Molly sah ihre Mutter nicken, den Kopf noch gesenkt. Was sie dazu murmelte, drang nicht zu ihr herauf.

«So ist es recht», hörte sie dagegen ihren Stiefvater klar und deutlich, seine Stimme klang wieder sanft. «So liebe ich meine Magda. Und jetzt, Engelchen», er gab ihr einen nachlässigen Klaps aufs Gesäß, «wird flink gefrühstückt. Die Arbeit macht sich nicht von allein.»

Bei den letzten Worten hatte er im Aufsehen seine Stieftochter entdeckt und ihr, bevor er seiner Frau die Treppe hinabfolgte, zugezwinkert.

Dass Molly fröstelte, lag nur an der Frische des Morgens, auch wenn Elwa und der Lehrjunge die Feuer in Küche und Backstube längst geschürt hatten. Zudem war es im Treppenhaus noch zu dunkel, um ein Zwinkern sicher zu erkennen, trotz der beiden Kerzen in dem Leuchter, den ihre Mutter aus der Schlafkammer mitgebracht hatte und nun die Treppe hinuntertrug.

Molly atmete einmal tief durch, dann eilte auch sie hinunter, das Klappern der Holzpantinen war ihr ein beruhigend vertrautes Geräusch. Es hatte sich wirklich alles zum Guten gewendet, sie musste nur noch Acht geben, dass es so blieb.

In der Küche war es wohligh warm. Elwa stand am Feuer, die Ärmel ihrer groben blauen Bluse hochgekrempelet, das weißblonde Haar wie immer unter einer Haube verborgen, die Schürze schon bekleckert, und rührte in dem großen Topf den Morgenbrei. Sie nickte Molly mürrisch zu, grummelte, sie solle nicht im Weg rumstehen. So spät aus den Federn, es sei eine Schande, früher ...

Molly küsste die Hausmagd amüsiert auf die hitzegerötete Wange, und Elwa schnaufte mit der ihr eigenen Mischung aus Missbilligung und Zufriedenheit. Sie füllte eine Schale

mit der dampfenden Buchweizengrütze – die mochte Molly besonders gern, auch weil Elwa sie stets mit einer Handvoll aus der Backstube stibitzten Rosinen und einer Prise Zimt verrührte –, gab sie der Tochter des Hauses und wandte sich wieder dem Feuer und dem Kessel zu.

Ja, alles war gut, alles war wie immer. Molly setzte sich zu den anderen an den Tisch. Vielleicht hatte sie Elwa und ihre Nörgelei am meisten vermisst, als sie für einige Monate im Haus der Kaufmannsfamilie Herrmanns die Köchin vertreten hatte. Wenn sich alles änderte – Elwa blieb sich gleich. Die liebe alte Elwa. Sie war nicht steinalt, vielleicht ein halbes Jahrzehnt älter als die Meisterin, aber sie gehörte schon so lange zum Haus, wie Molly zurückdenken konnte.

Wie stets hatte Bruno Hofmann am Kopf des Tisches Platz genommen. Mit seinem kantigen Gesicht, den je nach Stimmung in Grau oder Umbra changierenden Augen, dem vollen dunklen Haar, den geschwungenen Lippen, die seiner Miene häufig etwas amüsiert Spöttisches gaben, war er ein schöner Mann. Er war schlank, hatte breite Schultern und kräftige Arme, selbst in der für einen Mann sonst wenig kleidsamen Arbeitskluft wirkte er anziehend. Viele hatte es geärgert, aber niemand konnte es wirklich gewundert haben, als Magda Runge nach dem Tod ihres Mannes diesen Konditor aus dem nahen Bergedorf erhörte, anstatt Ludwig Prahm, den ältlichen Gesellen, wie es dem Brauch eher entsprochen hätte.

Erhörte mochte wohl das richtige Wort sein, hatte die Weißwäscherin vom Grasskeller spöttisch geseufzt, wer so blind vor Verliebtheit sei, vor Liebe gar, dem bleibe nur das Hören. Was die Frau des zweiten Gesellen vom Küterhaus an der Kleinen Alster wiederum bezweifelte. Alle Tage so was Appetitliches wie den Hofmann in der Schlafkammer lasse sich doch keine gern entgehen, erst recht nicht, wenn sie

schon in dem Alter sei, in dem Alter – na, das sei nicht weiter zu erklären. Könne ja jeder sehen.

Molly hatte den Klatsch gehört. Alle hatten das, aber eine Meisterwitwe konnte sich aussuchen, wer unter den geeigneten Bewerbern mit ihrer Hand auch das begehrte Meisteramt bekam. Oft genug war es umgekehrt, das wusste jeder, dann stieg der Geselle nur um den Preis der Ehe mit einer Witwe zum Meister auf. Nichts im Leben ist umsonst, und solange die Ämter strikt über die begrenzte Zahl der Meister wachten, war es für die meisten Gesellen die einzige Chance, je Meister zu werden. Niemand konnte behaupten, diese Ehen seien schlechter als andere. Eine solche Gemeinschaft diente dem guten Zweck und war nicht zum Vergnügen da. Jedenfalls nicht nur.

Bruno Hofmann allerdings hatte um Magda Runge geworben wie um eine junge Braut, sie betört wie ein Jüngling ein Mädchen. Viele Frauen hatten sie heimlich beneidet.

Nun nahm er eine Scheibe des feinen Roggenbrottes aus dem Korb in der Mitte des Tisches, bestrich es großzügig mit Butter und blickte, bevor er abbiss, in die Runde. «Wir alle haben schon unser Morgengebet gesprochen», erklärte er, «jeder für sich. Auf ein gemeinsames können wir jetzt verzichten. Also esst ohne Trödelei, wir haben heute viel zu schaffen.»

Ob gehorsam oder nur hungrig, Ludwig, der Geselle, und Sven, der Lehrjunge, tauchten umgehend die Löffel in ihre Schalen.

Molly sah Ludwigs Blick dabei über Butterteller und Konfitüreschüssel gleiten. Es war ein ausdrucksloser Blick, aber sie wusste, was er dachte: Butter an einem ganz normalen Dienstagmorgen und Konfitüre von den teuren Aprikosen!, stundenlang geköchelt und gerührt, viel feiner Zucker drin und für gutes Geld zu verkaufen. Das hatte es bei Meister